

wir hier

in Oberstedten (XXIV)



Unsere Fotos im Titelkopf zeigen oben links „Schuster-Jakob“, der nachts vor seinem Haus in „die“ Bach fiel. Der Ausstieg misslang. Er rief: „Dorche, bring mer doch emol e Laader!“ Jakob Kleemann und Ehefrau Dorothea, geb. See.

Oben rechts: „Leimpännche“. Stritt mit seiner Nachbarin, wem die Pferdeäpfel auf der Straße zustanden, gerieten sich „in die Haare“, plötzlich hatte er ihren „falschen Zopf“ in der Hand. Philipp Herzberger, Schreiner.

Uznamen – Originale – Anekdoten (1)

Uznamen gab es in jedem Dorf und oft auch für dieses selbst, dann wollten sich die Bewohner des einen über die des anderen Dorfes lustig machen. Der Grund für die Spitznamen ist meistens unbekannt; mitunter gibt es mehrere Deutungen. Nicht selten galt der Uzname für die ganze Familie und wurde auf die nachfolgenden Generationen übertragen. So gibt es noch heute (!) vielerorts die „Scholdesse“, weil einer der Vorfahren vor 250 und mehr Jahren vom Landsherrn zum Schultheiß berufen worden war. Nach den Bürgermeistern Johann Friedrich Schaller und seinem Sohn August werden die männlichen Nachfahren Fritz und Rolf „Bujo“ genannt. Auch der hier noch bekannte Beinamen „Schettze“ ist darauf zurückzuführen, dass in früherer Zeit einer der Vorväter Feldschütz (Feldhüter) war. Von manchem hiesigen weiß man gar drei Spitznamen. So: „Rabitz-Lui“, „Roremer Luiche“ und „Stimper“. Kurios die Scherznamen dreier Stedter Waldarbeiter: „Möbbs“, „Ochsewirts-Franz“, „Dicke-Peter“, und zusammen wurden sie „Die Alliierten“ genannt. Von Mitte der 1940er Jahre sind die letzten Uznamen. So nannte man beispielsweise die schöne Försterstochter „Datella-Dateul“ und einen Jüngling „Leo-Jean Trevous“.

Originale, das waren ulkige Leute, im Dorf unter anderem als Spaßmacher, Uffschneider, Sprichklobber, Schläächtschwätzer oder Bossemacher bekannt. Sie haben ihre Mitbürger veräbbelt und verkohlt und, weil ihnen der Schalk im Nacken saß, manchen Kokolores verzabte. Ohne sie wäre das dörfliche Leben ärmer gewesen. Ihnen sind die Anekdoten zu verdanken, die heute noch in geselliger Runde gerne erzählt und gehört werden.

„Blinde Hesse“, den Ausdruck gibt es schon

seit ein paar hundert Jahren und dazu mehrere Auslegungen, aber „nix genauas waas merr nett“.

Echte Frankfurter, die werden immer weniger, stehen noch heute dazu: „Ja, ich bin e Frankfurter Schlibbche!“ Die Buben hat man auch „Maabengel“ genannt und die Bonameser waren die „Brückebambeler“.

Von den Homburgern haben sich vor allem die Kirdorfer ihre Eigenart bewahrt und darauf dürfen sie zu Recht stolz sein. Da sprechen auch nicht die Uznamen „Kirdorf bies“ oder „Bachwatze“ gegen sie, im Gegenteil: sie sind kein Kind von Traurigkeit und liefern die lustigsten Anekdoten; beispielsweise die von den beiden, welche die Abwesenheit ihrer Eltern nutzten, nicht ahnend, dass diese früher als erwartet zurückkamen. Sie versteckte ihren Freund im Kleiderschrank, ließ sich bei den Eltern nichts anmerken, vergewisserte sich aber heimlich: „Heine, hast de noch Luft?“

Das Wappen von Friedrichsdorf zeigt neun silberne Rosen auf blauem Grund. Dem Erzählen nach waren die von den Nachbarorten womöglich etwas neidisch auf die aufstrebende Hugenottensiedlung, sahen in den Rosen eher Zwiebel und schon sprach man, in Anlehnung an die französische Sprache, von den „Friedrichsdorfer Zwiwwelien“. Das Hänself war auch in der Zwiebackstadt üblich. Dass einer, der auf gutes Benehmen Wert legte, „Benemmes“ genannt wurde, ist verständlich, weniger aber, dass ein Schneidermeister „Bart ab“ hieß.

Im nahen Seulberg wurde schon im 16. Jahrhundert die Töpferei ausgeübt und von diesem Handwerk zeugt noch heute ein Brennofen, genannt „Aulofen“. Kein Wunder, das:

die Seulberger schon lange den Scherznamen „Sellwischer Dippe“ weghaben. In aller Frühe machten sich die Leute auf den Weg, um ihre Erzeugnisse zu verkaufen. Die wurden auf dem Kopf getragen und weil sie einem(r) mal alle heruntergefallen waren, ist in der Altgemeinde noch heute der Spruch geläufig „Morgenstund hat Gold im Mund, die Dibbelie im Lohegrund“.

Wer von „Wilddiebshausen“ sprach, meinte Köppern. Tatsächlich waren noch in den 1930er Jahren in etwa zwei Dutzend Haushaltungen ein halbes Hundert Schusswaffen gefunden worden und der Pfarrer hatte bei der Trauerrede für einen grausam ermordeten Jagdhüter, der bei dem Oberstedter Kaufmann Philipp Bender und seinen Kompagnon beschäftigt gewesen war, gefordert: „Es muss endlich der seit 20 Jahren auf der Gemeinde Köppern lastende Alldruck der Wilderei beseitigt werden“. Der Mörder war der Wilhelm Mieger, der schon 1917 einen Forstmeister erschossen und auch im Hohemarkwald in den Revieren der hiesigen Jagdpächter Binding und Mouson, die von der Harderts- und der Fischersmühle zu ihren Jagdhütten aufbrachen, gewildert hatte. Mieger wurde 1938 in Preungesheim mit dem Fallbeil hingerichtet. Der Vater eines hiesigen Bürgers war als Polizeibeamter Zeuge der Exekution. Alte Stedter erinnern sich noch heute an das Geschehen. Deswegen waren die Köpperner aber doch rechtschaffene Leute, bei denen der Humor nicht zu kurz kam. Geuzt wurde gerne und oft. So war einer im Dorf der „Kummer-Paul“ weil er oft „Mach mer kaan Kummer“ und ein anderer der „Soso“, weil er häufig „Soso“ sagte. Da ein Bauer seine Frau manchmal „Dumm Oos“ nannte, sprach sie

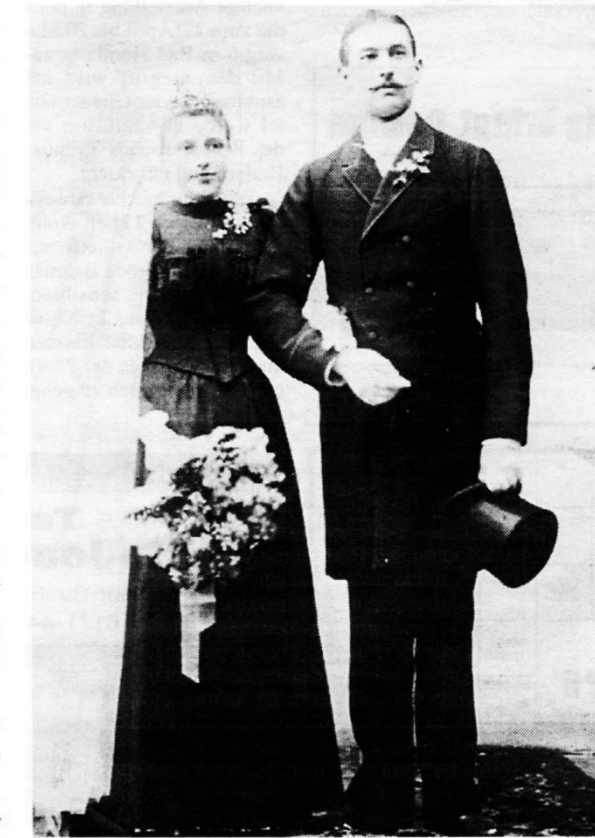
eines Tages auch der französische Kriegsgefangene mit „Madame Dumm Oos“ an.

Der Beiname „Obernhainer Nonne“ ist auf das Kloster Thron der Zisterzienserinnen zurückzuführen, von dem nichts erhalten ist. Die Dorfbewohner ernährten sich von dem Ertrag ihrer Felder, von denen viele im Laufe der Zeit dem Kloster zufielen. Die Männer, die im Kastell Saalburg Arbeit fanden, wurden „Die Römer“ genannt. Nur zwei von einigen Spitznamen: Ein Nachtwächter war „de Guure“, ein anderer im Dorf der „Uijuijui“. Ein Spaßvogel war der auch im Turnerkreis bekannte Heinrich Baum, der beim geselligen Beisammensein oft ihn selbst betreffende Begebenheiten zur Freude aller zum Besten gab. So die von der Torte, für eine Kindstaufe bestimmt, die er aber nach einem langen Skatabend aufaß und dann, um seine Missetat zu vertuschen, die Katze in den Schrank einsperkte, in welchem der Anlass seiner Begierde aufbewahrt (worden!) war. Oder die Fahrt mit seinem Pferd „Moritz“ mit dem „Puddelwagen“ ins Feld, wo er feststellte, dass er vergessen hatte, das Fass mit Jauche zu füllen. Und dann der Schrecken, als er seinen ersten Traktor nicht mehr zum Stehen brachte und er verzweifelt rief: „Moritz hüüh!“ Sein Sohn hat ihm dieses Wort auf das Kupplungspedal geschrieben.

Ein Vorkommnis im „Dritten Reich“ brachte die Obernhainer zum Schmunzeln: Da verkündete ein Händler, die Schelle schwingend, lautstark: „Hering, Hering, so dick wie der Göring!“ Die Verwarnung blieb nicht aus, woraufhin er beim nächsten Mal bekannt gab: „Hering, Hering, so dick wie die letzte Woch!“

Fortsetzung am 17. Mai 2001

„wir hier - in Oberstedten“ ist eine regelmäßig erscheinende Serie, die in Zusammenarbeit mit Erwin Herzberger (Manuskript), Zeitzeugen, den auf dieser Seite mit Anzeigen vertretenen Unternehmen und der Oberurseler Woche entsteht.



„Krone-Christian“
Lehrer Christian Fey hatte gesagt: „Ich habe die Krone von Oberstedten geheiratet!“. Hochzeitsbild vom 20. 1. 1898, Ehefrau Luise, geb. Bender.